

Musikberichterstattung in «Der Bund» und «Berner Zeitung»

Kritik der Kritik

von Corinne Holtz

Die Musikberichterstattung der so genannt ernsten Musik wird in den Feuilletons der beiden grossen Berner Tageszeitungen «Der Bund» und «Berner Zeitung» («BZ») ganz unterschiedlich gepflegt. Das hat einerseits mit dem publizistischen Leitbild der beiden Blätter zu tun und ihrer historisch ganz anders gewachsenen Struktur; andererseits ist Journalismus immer auch vom journalistischen Selbstverständnis abhängig. Schreiben über andere für andere, im Rahmen einer offenen Gesellschaft, ist mit den unterschiedlichsten Ansprüchen verbunden.

Einschätzungen der Musikfeuilletons anhand der Jahrgänge 1999 und 2000:

Von der Information zur Animation – Laien versus Professionelle? – Zuerst Bern, dann die Schweiz – «Der Bund» konserviert, die «BZ» renoviert

Von der Information zur Animation

Die Musikkritik ist im Wandel, und das ist gut so. War sie bis vor kurzem voll und ganz in den Händen ehrwürdiger, meist ergrauter Herren, so diskutieren heute zunehmend auch Frauen ebenso ehrwürdige Themen wie Musiktheater oder Neue Musik. Ton und Form der «klassischen Kritik» haben sich in den Neunzigerjahren rasant verändert. Das hat nicht nur mit dem Generationenwechsel und der wünschbaren Durchmischung zumindest in einzelnen Medien zu tun, sondern auch mit dem gewandelten publizistischen Selbstverständnis. Qualitätsmedien fordern heute von ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einen nachvollziehbaren und vermittelnden Journalismus, weil kritische wie unabhängige Orientierungsangebote in einem zunehmend grösseren Markt nötiger sind denn je. Publikumsfreundlich schreiben oder reden zu können ohne Substanzverlust – das ist zu begrüßen. Ständig auf das Zielpublikum, die Einschaltquoten und die Auflage schielen zu müssen – das dürfte der unabhängigen Berichterstattung jedoch kaum dienen.

Hier geht die Praxis denn auch ganz unterschiedlich rigorose Wege. Während «Der Spiegel» zwei Kategorien von Journalisten hat – solche, die recherchieren, und solche, die schreiben – redigiert die Wochenredaktorin im «Tages-Anzeiger» die eingegangenen Texte. Und bei Schweizer Radio DRS werden bereits produzierte Beiträge von der zuständigen Redaktion «abgenommen» und in seltenen Fällen zum Umarbeiten zurückgegeben. Die Arbeit eines Journalisten ist also ganz unterschiedlich selbstbestimmt, die Kontrolle durch Redaktionsmitglieder und Vorgesetzte unterschiedlich gross.

Der Marktdruck macht auch vor dem klassischen Feuilleton nicht Halt. Immer mehr werden auch «harte» Kulturthemen wie Musiktheater oder Literatur auf Reichweite und Publikumsakzeptanz hin gebürstet. Es ist geradezu schick geworden, auch komplexe Themen dem Erfolgsrezept Infotainment (informierend unterhalten und unterhaltend informieren) zu unterwerfen. Infotainment ist aber immer mit Substanzverlust verbunden. Hand aufs Herz. Was zählt mehr im Literarischen Quartett: Der Bann, der von spannender Literatur ausgeht, oder aber die rhetorischen Scheingefechte und persönlichen Eitelkeiten, die ausgetragen werden?

Auf die zunehmende Komplexität und die immer schwieriger überschaubaren globalen Veränderungen reagieren Medien wie Menschen gleich: nämlich unterschiedlich. Abwehrreflexe und Vereinfachungen auf der einen Seite, Expertenwissen auf der anderen. Diese beiden «Fronten» aufzuweichen, Schwieriges in eine nachvollziehbare, durchaus auch lustvolle Form zu bringen, wird unbestritten Aufgabe der Qualitätsmedien bleiben. Für die Musikkritik, ein spezialisiertes Randgebiet des Journalismus, gilt dieser Anspruch gleichermaßen. Die eindrückliche Tradition des Genres, das mit Namen wie Robert Schumann, Eduard Hanslick oder Theodor W. Adorno verbunden ist, prallt heute auf eine weitgehend säkularisierte Praxis. Die Päpste der Musikkritik gibt es nicht mehr. Hans Heinz Stuckenschmidt, der 1934 von den Nazis Berufsverbot bekam und sich unermüdlich für Zeitgenössisches engagierte, dürfte die letzte, unbestritten grosse Figur der intellektuell wie politisch verankerten Musikkritik gewesen sein.

Und nun probt also eine etwas weniger autoritäre Gesellschaft den Umgang mit einem gewandelten publizistischen Selbstverständnis. Die Musikkritik soll informieren, aber auch animieren, will sie über den hermetischen Kreis der Insider hinaus wirken. Die Adressatin ist die Leserschaft und nicht der Kollege vom benachbarten Feuilleton. Inhaltlich fundiert muss eine Kritik sein, die sich an ein interessiertes, aber nicht unbedingt vorinformiertes Publikum richtet. Historische Zusammenhänge und deren Einordnung ins Jetzt verlangen spezialisiertes Wissen, das nachvollziehbar verkürzt werden muss. Denn: Journalismus ist nicht Wissenschaft, die Zeitung ist kein Hörsaal.

So besehen ist nicht weniger als die Quadratur des Kreises gefordert. Leichte Schreibe bitte, aber mit Hintergrund! Inhaltliche Erosion muss nicht, kann aber bei solchen Reformversuchen die Folge sein. Selbst die konservative «Frankfurter Allgemeine Zeitung» orientiert sich am Zeitgeist und renoviert ihr Feuilleton. Mit der Verjüngung der Redaktion und der Einführung der «Berliner Seiten» hat das nach wie vor ernsthafte und anspruchsvolle Feuilleton nun auch ein locker-flockiges Gegenüber. Florian Illies (*1971) verantwortet die «Berliner Seiten» und lässt dort über Städtebau und Theater, aber auch über Hutmode, grosse und andere Leute schreiben. Sein Buch «Generation Golf. Eine Inspektion» weist ihn als Kenner des zweitneusten

Trends aus. Die Golfgeneration, zu der sich ohne Umschweife auch der Autor selbst zählt, preist das Lebensgefühl jener Seligen um die dreissig, die wohlhabend, gut ausgebildet, politisch abstinent und dem schönen Leben verpflichtet sind. Ganz ähnlich klingt es beim allerneusten Trend, bei den so genannten Bobos, die ebenfalls reich und locker durchs Leben gehen.

Pflastersteine werden die Golfs und Bobos vermutlich nie werfen, hingegen gehen sie bestimmt einmal ins Konzert und in die Oper. Was sie von einer Musikkritik erwarten? Zu Recht keinen akademischen Exkurs, aber vielleicht einen Hinweis auf die Website der Kostümbildnerin, die heute nicht selten eine Designausbildung hinter sich hat?

Laien versus Professionelle?

Die Schweizer Zeitungslandschaft hat sich durch die diversen Fusionen der letzten Jahre massiv verändert. Aarau und Luzern leben mit einem Verlust an publizistischer Vielfalt, seit je nur noch eine grosse Tageszeitung existiert. In Bern haben sich zwei Tageszeitungen halten können. Mit der Neuausrichtung der «Berner Zeitung» (die 1979 aus der Fusion des «Berner Tagblatt» und den «Berner Nachrichten» hervorgegangen ist) im Jahr 1987 hat der traditionsreiche «Bund» eine expandierende Konkurrenz mit grosser Reichweite an seiner Seite. Die «BZ» versorgt seit dem Jahr 2001 insgesamt sechs ansonsten unabhängige Regionalzeitungen mit einem Mantel, die Auflage liegt bei 172000. «Der Bund» stabilisiert sich bei 68175 Exemplaren und gehört seit 1998 zur «NZZ»-Gruppe; seit damals ist die Bund Verlag AG auch zu 80% im Besitz der «NZZ». Das Zielpublikum ist denn auch ein je unterschiedliches. Während die «BZ» nebst Bern weitere Redaktionen in Langnau und Langenthal unterhält, tut dies der «Bund» nebst Bern noch in Biel. Auch das Leitbild der beiden Zeitungen macht die unterschiedliche Ausrichtung deutlich. Die «BZ», die zur Berner Tagblatt Mediengruppe (BTM) gehört, konzentriert ihre Medienarbeit auf die besonderen lokalen Informations- und Unterhaltungsbedürfnisse, während der «Bund» auf Bundespolitik, Wirtschaft und Kultur im lokalen bis kantonalen Bereich setzt.

«Berner Zeitung»

«[...] Die BTM bekennt sich als Herausgeberin und Unternehmensgruppe zu den Werten des liberalen Rechtsstaats, der offenen Gesellschaft und einer sozialen, umweltgerechten Marktwirtschaft; sie setzt sich ein für den Wirtschaftsstandort Espace Mittelland, für dessen Selbstbehauptung, für Fortschritt und qualitatives Wachstum in dieser Region; sie konzentriert ihre Medienarbeit auf die besonderen lokalen Informations- und Unterhaltungsbedürfnisse.»¹

«Der Bund»

«[...] bekennt sich zum freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat, zur sozialen und ökologischen Marktwirtschaft sowie zum politischen Liberalismus im Sinne von Toleranz, Solidarität und